Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 8 (1952)
Heft: 2

Artikel: Grammatik, Stilistik, Rhythmik
Autor: Lang, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420241

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alle Einsichtigen sind sich seit langem darüber klar, daß die deutsche Sprache im offiziellen Organ des Weltpostvereins wieder zur Geltung kommen muß. Sinngemäß ruft die Internationale des PTT-Personals die demokratisch gesinnten Postverwaltungen der ganzen Welt auf, am nächsten Kongreß der „Union Postale Universelle" den Antrag durchzusetzen, daß die deutsche Sprache wiederum als Publikationssprache anerkannt wird.

Grammatik, Stilistik, Rhythmik

Von den drei Ebenen der Sprachbetrachtung, ihrem Wesen, ihren Grenzen und ihren Konflikten

Vortrag, gehalten von Prof. Dr. Paul Lang an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Sonntag, den 4. März 1951, in der Schlüsselzunft zu Basel

Meine Damen und Herren!

Ich bin ein Praktiker, das heißt, daß ich die Wissenschaft von der Sprache in erster Linie insofern schätze, als sie mir behilflich ist, die Praxis meines Deutschunterrichts zu verbessern. Die Konflikte, die der Untertitel des Vortrags meint, spielen sich also im bescheidenen Lebensraume des Mittelschullehrers ab. Dennoch beginne ich mit einer Überlegung allgemeiner Art. Allen von Ihnen dürfte es bekannt sein, daß der Fortschritt jeder Wissenschaft letztlich auf dem Gegensatz der in ihr sich auswirkenden Kräfte beruht. Aus diesem Gegensatz erwachsen dauernd neue, fruchtbare Spannungen, ja man kann sagen, daß die Kräfteverschiebungen, die sie erzeugen, zusammengerechnet nichts anderes sind als eben ihre Entwicklung, gemeinhin „Fortschritt" genannt. Die Art dieses Gegensatzes ist nun aber nicht überall gleich. In der naturwissenschaftlichen Fakultät beruht er, so scheint mir, vor allem auf der Spannung zwischen dem synthetischen und dem analytischen Denken. In den Geisteswissenschaften ist es anders. Ganz besonders in der Sprachwissenschaft sehe ich ein oft schroffes Gegenüber des historisch-beschreibenden und des dogmatisch-normativen Denkens. Der Kampf dieser beiden Richtungen, bei dem die Waage sich abwechselnd bald nach der einen und bald nach der andern Seite neigte, hat auf alle Fälle in den letzten anderthalb Jahrhunderten der deutschen Philologie ständig neuen

Auftrieb verliehen. Ja er geht sogar noch tagtäglich weiter — vornehmlich in der Seele jener Sprachwissenschafter, die Unterricht erteilen, d. h. der Deutschlehrer der verschiedensten Schulen und Schulstufen. Kommen sie doch in ihr Amt von der Hochschule, wo man überwiegend historisch eingestellt ist, wo man sie zur liebevollen Betrachtung und Einfühlung erzogen hat! Aber die Schule verlangt von ihnen ganz anderes. Sie verlangt, daß sie pausenlos sichten und richten. Sie fordert von ihnen ohne Unterlaß Entscheidungen und Urteile normativer Art. Nicht so sehr vorzutragen und zu erläutern, sondern hauptsächlich zu bemängeln und zu verbessern ist des Deutschlehrers Amt. Den schiefen Ausdruck soll er nicht als erheiternde Seltsamkeit genießen dürfen. Er soll ihn, gewissermaßen als Sprachpolizist, alsogleich aufspießen oder, korrigiert er zu Hause, mit roter Tinte übergießen.

Es dauert oft Jahre, bis der Junglehrer die Umstellung von der Hochschule auf die Schule vollzogen hat. Zu lange oft nach der Ansicht seiner Aufsichtsbehörde! Auch werden ihm die Fragen und Meinungsäußerungen seiner Schüler leider nicht immer zu eitel Lust. Wohl ihm, wenn er die Grammatik vollkommener beherrscht als sie. Und vor allem die Rechtschreibung! Damit sie ihn nicht mit vorgehaltenem Duden eines Bessern belehren. Jedoch — man korrigiert in einem Aufsatz ja nicht einzig die Rechtschreibe- und Grammatikfehler. Es gibt doch auch so etwas wie Stil. Und dieser Stil muß ebenfalls bewertet werden, obschon sich die Gelehrten noch längst nicht darüber geeinigt haben, was unter diesem Begriff überhaupt zu verstehen sei. Doch ganz schlimm ist es, wenn ein Deutschlehrer bei seiner Aufsatzkorrektur an einen Satz gerät, der stilistisch wunderbar strahlt und klingt, obwohl eine grammatische Regel darin gröblich verletzt worden ist. Hat er die Sache dann aber so verbessert, daß grammatisch nun alles in schönster Ordnung ist — wehe, da muß er plötzlich bemerken, daß die Stelle, stilistisch und rhythmisch betrachtet, einfach unmöglich ist. Was soll denn nun gelten? Und wie hilft er sich in solchem Zwiespalt? Vielleicht durch die klare Einsicht in das Wesen von Grammatik, Stilistik und Rhythmik, ihre Begrenzungen und ihre Konflikte. Diese Untersuchung sei unser heutiges Ziel. Wir beklopfen zunächst das Untergeschoß: die Grammatik. Dann steigen wir hinauf in den Bereich der Stilistik. Und zuletzt noch höher: auf den Söller, wo die Winde der Rhythmik wehen.

I. Grammatik

Grammatik treibt man seit geraumer Zeit. Schon Plato hat sich über grammatische Fragen geäußert. Vor allem aber ist bei den Griechen der Alexandriner Dionysius Thrax zu nennen, der annähernd die gesamte klassische Terminologie geschaffen hat, die heute noch in unsern Schulbüchern verwendet wird. Lord Bacon von Verulam aber soll es erstmals ganz klar ausgesprochen haben, daß das Wesen der Grammatik die Logik sei. Mithin trägt er die Hauptschuld an den maßlos erbitterten Kämpfen gewisser späterer Grammatiker, ganz besonders in den gallischen Landen und im Jahrhundert, da die Vernunft zuoberst im Kurse stand — Kämpfen, die uns Molière so ergötzlich zu schildern verstanden hat! Sie erklären sich übrigens leicht. Denn es kann doch naturgemäß nur eine einzige Logik geben. Als deren Hohepriester sich eben der Grammatiker empfand! Wer sich gegen ihn erhob, war — so empfinden ja alle Priester — natürlicherweise ein Ketzer und gehörte, wenn nicht geradezu ins Feuer, so doch mindestens in Grund und Boden hinein verdammt.

Doch wenden wir uns nun der deutschen Grammatik zu. Am meisten zu schaffen gibt bekanntlich jener Teil der „Kunst, richtig zu sprechen und zu schreiben", wie man die Grammatik definiert hat, der ganz an ihrem Rande steht: die Rechtschreibung. Anderseits sind gerade bei ihr im Grunde keinerlei Zweifel möglich. Denn der „Duden" ist für unsere Orthographie das absolute Gesetz. Wie steht es aber um die andern Teile? Wer ist hier Gesetzgeber und sorgt für Ordnung und Recht? Natürlich die Grammatiker, d. h., da wir keine Akademie wie die Franzosen besitzen, die Menschen, die sich mit diesen Fragen am stärksten beschäftigen: die Verfasser von Lehrbüchern der Grammatik. Sie sind die Hüter der grammatischen Logik. Nur ist die Wahrheit wohl die, daß sie die Logik, trotz Bacon, in der Sprache weniger finden, als vielmehr, daß sie sie erst hineinlegen müssen. Denn an sich ist keine Sprache logisch. Erst die Grammatik trägt die logische Betrachtungsweise in sie hinein. Und das gelingt ihr durchaus nicht überall. Wenn nämlich die Sprache so logisch wäre wie die Mathematik, so brauchte man doch wohl nicht auf Schritt und Tritt Ausnahmen von den Regeln, d. h. eben von der angewandten Logik, festzustellen! Die natürlichen Sprachen sind in Wahrheit eben nicht von hundertprozentig logisch

funktionierenden Intelligenzen ausgeklügelt worden (das Esperanto schon!); ja sie sind vielmehr sehr wild und sehr frei gewachsen. Ja sie erlauben sich sogar, noch weiter zu wachsen, wenn vielleicht auch etwas langsamer als in früheren Zeiten. Die Einsicht in das organische Wachstum der Sprachen verdanken wir der großen und fruchtbaren Zeit der Romantik und der mit ihr anhebenden historischen Betrachtungsweise, die seither unsere Hochschulen beherrscht. Dort hat sie die vormalige logisierende und normierende Betrachtungsweise abgelöst. Vor allem in der Rechtschreibung sind diese beiden Auffassungen sehr heftig aufeinander gestoßen. Der logisch-systematisierenden Rechtschreibeschule, die schon vor Goethe und Schiller mit Gottsched und Adelung eine weitgehende Vereinheitlichung der deutschen Orthographie bewerkstelligt hatte, stellte sich im ersten Drittel des letzten Jahrhunderts eine auf Jakob Grimm zurückgehende historisierende Orthographiebewegung entgegen, welche die Rechtschreibung im Sinne einer peinlich genauen Berücksichtigung der mittelhochdeutschen Sprachverhältnisse gewaltsam zurückorientieren wollte. Diesen erbitterten und jahrzehntelang währenden Kämpfen ist dann schließlich, besonders dank Rudolf von Raumer und Konrad Duden, eine sehr vernünftige und kluge Synthese entsprungen, deren Wohltaten wir heute noch genießen. Wohltaten? Ja. Denn ist es vielleicht keine Wohltat, eine vereinheitlichte Rechtschreibung zu besitzen? In den Jahrzehnten vor der Dudenschen Regelung besaß fast jeder deutschschweizerische Kanton eine eigene Rechtschreibung. Das muß ein Vergnügen für die Lehrer und Schüler gewesen sein, besonders wenn sie in einen andern Kanton ziehen mußten!

Auf dem Randgebiet der Rechtschreibung ist mithin die Entwicklung der Sprache im großen ganzen zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Auf allen andern Gebieten der Grammatik mangelt es hingegen an Spannungen nicht. Sie bestehen jedoch heute weniger in wissenschaftlichen Gegensätzen als in der Dauerspannung zwischen dem Anspruch der Grammatik auf Verbindlichkeit der Regel und dem wilden Weiterwachsen der Sprache. Fast immer ist das Ergebnis gleich. Widerstrebend gibt die Grammatik nach. Zuletzt muß sie den eingetretenen Wandel anerkennen. Zwar nur langsam und widerwillig paßt sie sich dem Willen der neuen Generationen an. Aber sie paßt sich an. Fachleute nur wissen um den stetigen Wandel in der Formenlehre. Nur

solche, denen die Grammatiken über Jahrhunderte hinaus bekannt und vertraut sind. Aber in der Rechtschreibung vermag ihn auch der Laie festzustellen, wenn er bestimmte Wörter in den verschiedenen Ausgaben des „Duden" vergleicht. Da mag er einem Wechsel von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, ja sogar von Jahrfünft zu Jahrfünft begegnen. Er betrifft in allererster Linie die Groß- oder Kleinschreibung sowie die Schreibweise der sogenannten Fremdwörter.

Hier stärker und schneller, dort weniger stark und weniger schnell, immer wandelt sich unsere deutsche Grammatik. Und so wird im Laufe der abrollenden Jahrzehnte sehr vieles „richtig", was vorher falsch gewesen, und „falsch", was der Großvater sich einst mit soviel Mühe hat einprägen müssen. Infolge der Langsamkeit dieses Vorganges wird ihn der Durchschnittsmensch in der Regel gar nicht gewahr, er, der ja ohnehin so gern auf die Autoritäten schwört! Und er kann sich dann so richtig erbosen, wenn er eines Tages plötzlich hören muß, daß sein Sohn in der Schule etwas anderes lernt, als was in seiner Jugend gegolten hat.

Warum sträubt sich die Grammatik nun aber eigentlich derart gegen die Anpassung? Nun, weil eine Veränderung eben ihr tiefstes Wesen trifft. Ihr Wesen ist, daß sie das Gesetz vertritt. Und Gesetze sind da, um gehalten zu werden. Obschon sie den Wandel auf die Dauer nicht vermeiden kann, für jede Gegenwart gilt sie unbedingt! Das klingt paradox. Zugegeben. Aber die tiefsten Wahrheiten sind von jeher paradox gewesen. Nur der kleine Verstand will das nicht begreifen. Der ist baß erstaunt, daß die Grammatik dem Leben nachgeben soll, sie, die mit solchen Machtmitteln ausgerüstet ist. Machtmittel? Genau besehen, ist es nicht so weit her damit. Denn eigentlich vermag die Grammatik nur in der Schule zu herrschen. Über die Welt der Erwachsenen hat sie wenig Gewalt. Und ziehen es aus irgendeinem Grunde die mächtigen öffentlichen Verweser der Sprache vor — die Schriftsteller, die Zeitungsschreiber, die Rundfunksprecher —, eine bislang verpönte oder unbekannte Form oder Wendung zu gebrauchen, so nützt oft alles Zetern in den Schulstuben nichts. Denn sobald sich solch ein neuer Ausdruck bei den Vielsprechern und Vielschreibern durchgesetzt hat, so gehört er nun seinerseits zum „guten Gebrauch", und dann muß die Grammatik bei nächster Gelegenheit — z. B. bei der Überarbeitung

eines neu aufzulegenden Regelbuches — den geänderten Sachverhalt anerkennen. Meist gehen der neue und der alte Gebrauch dann wieder ein paar Jahrzehnte nebeneinander her, bis der frühere im Duden endgültig als „veraltet" das Kreuzchen erhält und in Ehren in das „Stöckli" der historischen Grammatik verwiesen wird.

Auf diese unauffällige und ganz allmähliche Weise, ohne großes Geschrei, nur mit halblautem Zähneknirschen da und dort, verändert sich unsere deutsche Grammatik. Und weil unsere Grammatiker mit wenigen Ausnahmen vernünftige Männer sind, so ist ihre Berufsbezeichnung im deutschen Sprachgebiet auch nicht zu einem Schimpfwort geworden, wie es dem Wort „grammairien" in Frankreich zuzeiten widerfahren ist. Einzig der Sachse Wustmann hat ein paar Jahre hindurch unliebsames Aufsehen erregt und — zu Recht und zu Unrecht — mannigfaltige Anfeindung erfahren.

Und doch — trotz der Vernünftigkeit unserer Grammatiker lieben die wenigsten Schüler ihre Grammatikstunden. Weshalb? Ich glaube, ganz abgesehen von der leidigen Tatsache, daß es methodisch außerordentlich schwierig ist, einen lebendigen Grammatikunterricht zu erteilen, den tiefsten Grund darin erblicken zu dürfen, daß man zu viel Logik — und Scheinlogik — in die Grammatik hineingepreßt hat. Dies trifft allerdings weniger auf die Wortlehre zu als ganz besonders auf die Satzlehre. Ihr Schöpfer ist der ehemalige Arzt Karl Ferdinand Becker, ein Mann, der eine geradezu ungeheuerliche systematisierende Kraft besaß. So ist es ihm vor ungefähr hundertzwanzig Jahren gelungen, ein geschlossenes syntaktisches System zu errichten, das trotz den harten Angriffen, die es von wissenschaftlicher Seite gleich nach seiner Erschaffung erfuhr, dennoch die Schulbücher bis zum heutigen Tage beherrscht — ganz einfach, weil es niemand fertigbrachte, es durch ein besseres zu ersetzen. Erst vor zwei Jahren hat der junge Zürcher Dozent Hans Glinz sich dieser herkulischen Aufgabe unterzogen. Doch vorläufig preßt und drückt in unsern Schulen die Beckersche Syntax noch weit herum den blühenden Leib der deutschen Sprache als ein entsetzlich hartes und steifes Korsett.

Es soll mit dieser Bemerkung jedoch keinesfalls bestritten werden, daß in einem vollständigen Satze logische Übereinstimmung herrschen muß. Der Leser soll auf den ersten Blick feststellen können, was Satz-

aussage und was Satzgegenstand ist. Und kein Schwanken sollte darüber bestehen, für welches Substantiv ein bestimmtes Fürwort steht. Wenn ich höre: „Hans und Fritz fuhren miteinander spazieren, dieser fuhr auf einem italienischen, jener auf einem englischen Rad", so ist es, soll ich die Aussage richtig begreifen, ganz unerläßlich, daß mir bekannt ist, welchen von beiden die Sprache unter „dieser" und welchen sie unter „jener" versteht. Insofern die Satzlehre solche nützliche und eindeutige Auskunft gibt, ist sie tatsächlich der Logik zuzuordnen. Becker hatte nur die andere Seite vergessen, jene, auf die in unserm Jahrhundert so eindringlich die Genfer Schule aufmerksam machte. Er hatte völlig außer acht gelassen — und zahlreiche Deutschlehrer sind seiner Spur lange Zeit blind gefolgt —, daß die Sprache bei weitem nicht nur logisch eindeutige Sachverhältnisse zum Ausdruck bringt. Sie dient nämlich keineswegs nur dem kalten Verstand, sondern auch den unendlich weiten Bezirken des Gefühls und des Willens. Und zudem gibt es nicht nur eine geschriebene Sprache, die allerdings an die Durchsichtigkeit sehr hohe Ansprüche stellt, sondern es gibt daneben auch eine gesprochene Sprache, und diese braucht, da sie in Hinsicht auf die Deutlichkeit von mehreren Hilfssprachen Unterstützung erfährt — von der Augensprache, der Gebärdensprache, der Satzmelodie —, logisch durchaus nicht im gleichen Maße vollkommen klar zu sein. Für das Beckersche System jedoch waren alle gesprochenen Sätze, die doch weit zahlreicher sind als die sorgfältig geschriebenen, ganz einfach nicht vorhanden. Von da an bis zu ihrer Verwerfung als „falsch" war es begreiflicherweise nur ein kleiner Schritt. Deshalb gibt es heute noch Schulmeister, die allen Ernstes glauben, eine Ellipse, d. h. die Auslassung eines im allgemeinen notwendigen Satzgliedes, sei ein Ungeheuer und müsse in jedem Fall, wo sie sich auf die Lippen wagt, alsogleich mit Nachdruck vernichtet werden. Freilich bekämpfen auch sie sie nur während der Grammatikstunde. In andern Stunden, und vor allem zu Hause, nehmen sie sie unbedenklich in den Mund. („Türe zu!" „Maul halten!" „Die säb!") Sie sind immerhin im Aussterben, diese Ellipsentöter! Die modernen Deutschlehrer wissen über die Fragwürdigkeit des Beckerschen Systems Bescheid und streiten sich selten mehr, wie es vor Jahrzehnten noch heftig geschah, stundenlang über die welterschütternde Frage, ob eine gewisse Konstruktion als Objekt oder als Adverbiale aufzufassen

sei. Sie wissen: das System hat gerade hier seine Lücken und Schwächen. Es soll uns ja auch nicht mehr als ein Notbehelf sein, ein Rahmen, um gewisse Einsichten in den sprachlichen Bau sinnfällig zu machen. Denn so hundertprozentig logisch durchdacht wie ein Lehrbuch der Mathematik ist es eben doch nicht. Die Sprache ist nun einmal logisch nur dort, wo sie dem reinen Verstande entspringt. Und das ist nur die eine Seite ihres Lebens. So hat es der moderne Deutschlehrer mit Recht längst schon aufgegeben, in erster Linie den Sprachpolizisten zu spielen. Viel lieber möchte er als Auch-Grammatiker gelten, der sich bewußt ist, daß die nur formale Sprachlehre sehr bald zu unfruchtbarer Einseitigkeit führt.

Immerhin bitte ich, mich nicht zu mißverstehen. Indem wir die Grammatik in ihre Schranken weisen, wollen wir durchaus nicht auf sie verzichten. Schon um des Unterrichts in fremden Sprachen willen nicht. Ist dieser doch einfach unmöglich ohne gründliche grammatische Vorkenntnisse. Nur dank der Grammatik bringen wir es ja zustande, uns nach einem Studium, das unendlich viel kürzer dauert, als die Zeitspanne ist, die das Kind in der Muttersprache dafür aufwenden muß, uns in einem fremden Idiom leidlich auszudrücken. Doch auch für die eigene Sprache bedürfen wir der Grammatik: schon um uns über Verstöße aussprechen zu können. Wie soll man denn sonst in einem Aufsatz dem Schüler einen Fehler mit Nutzen anstreichen können, wenn man bei ihm die Kenntnis gewisser grammatischer Begriffe nicht voraussetzen kann? Und drittens ist die Rolle der Grammatik als ein Regulativ des wildschönen — oder auch unschönen — Wandels der Sprache nicht zu unterschätzen. Denn schließlich folgt sie den Veränderungen doch nicht in jedem Falle ganz machtlos. Nicht jeder Unsinn, der einem Halbgebildeten in die Feder fährt, braucht Schule zu machen. Nicht jede Mode wird zum „guten Gebrauch". Die Grammatik kann mindestens zur Besinnung rufen. Sie kann durch ihre Kritik zur Prüfung anhalten. Unkraut, das aufschießt, soll als Unkraut gekennzeichnet werden. Ja, manchmal gelingt es sogar, es auszurotten. Gerade der moderne Auch-Grammatiker bringt das vielleicht besser fertig, er, der kein sturer Dogmatiker ist. Eher als ein Sprachpolizist ist er wohl ein Sprachpfleger zu nennen, ein Sprachgärtner, wenn Sie lieber wollen. Sticht ihm eine eigenwillige Neuerung ins Auge, die gegen eine gram-

matische Regel verstößt, so wird er sie zwar nicht hocherfreut als interessante Seltenheit zur Kenntnis nehmen, wie es vielleicht der reine Sprachforscher tut, der ja so etwas wie ein philologischer Schmetterlingssammler ist; aber er wird dagegen auch nicht gleich das stärkste Geschütz auffahren. Er wird sich vielmehr genau überlegen, ob die Neuerung die Sprache zu verbessern oder zu verschlechtern geeignet sei. Las ich da neulich in einer Illustrierten: „Die Berge lassen sich nicht spotten." Ich hoffe nun gar nicht, daß man in Zukunft allgemein einführen werde: Ich spotte dich, du spottest mich usw. Zugegeben, daß die Verben, die den Genitiv regieren, weder häufig sind noch sehr modern. Das ist aber kein Grund, ihr Aussterben zu beschleunigen, um so weniger, als ja verwandte Formen, die viel bequemer sind, zur Verfügung stehen, im vorliegenden Falle: Die Berge lassen sich nicht verspotten. Es handelt sich hier um einen Fehler, der ganz klar aus mangelnder Vertrautheit mit dem deutschen Wortschatz entstand. Die allermeisten sogenannten Neubildungen dürften derart entstanden sein. Es sind in der Regel nichts anderes als Verwechslungen oder Vermengungen (Kontaminationen) zweier bestehender Konstruktionen. Aber in der Schweiz haben wir noch eine weitere Fehlerquelle. Das ist der Einfluß der Mundart. Weil wir im Schweizerdeutschen im Nominativ wie im Akkusativ „Prinz" sagen, fangen die halbgebildeten Schriftleiter nun auch in den hochdeutschen Sätzen an, in „Prinzen" die Akkusativendung wegzulassen. Wir gedenken auch solches nicht einfach hinzunehmen: einmal deshalb nicht, weil wir kein eigenes Schweizerhochdeutsch aufkommen lassen wollen, und zum andern müssen wir es als Sprachpfleger auch als einen Verlust für unsere Sprache betrachten, wenn ein zweisilbiges Wort das Feld einem einsilbigen räumen muß. Wir haben nämlich schon viel zu viel Einsilber im Deutschen. Sie machen die Sprache hart und abgehackt. Wir bedürfen der Zweisilbler dringend, damit die Rede eine gewisse Musikalität behält. (Fortsetzung folgt)

Angst vor dem Deutschen

H. Behrmann, Reklameberater BSR, Zürich

Daß man im Bereich der deutschen Sprache eben dieser Sprache nicht dieselbe Liebe und Achtung entgegenbringt, wie das für das Französische der Fall ist, ist eine bekannte Tatsache. Wo das Deutsche und